Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 25. 7. 1937 | Nr. 30

Deutsche Jugend in Kleinpolen.

Die Stadt Lemberg ist von einem Kranz grüner Hügel umgeben. Von den verschiedenen Seiten hat man einen prächtigen Blick über die schönen Häuser und die Kirchtürme, die aus der Mitte dieser Stadt aufragen. Auf einer dieser außerhalb der Stadt gelegenen erhöhten Grundflächen hat der deutsche Sportklub „Vis“ seinen Sportplatz.

Es ist eine wunderschöne Anlage. An einem Sonntag nachmittag weilten wir dort oben und genossen die Aussicht auf die schöne Umgebung. Jenseits an einem benachbarten Hügel sanft aufsteigend, sieht man den groß angelegten Lemberger Heldenfriedhof, auf dem so viele junge Menschen liegen, die im Kampf für die Stadt Lemberg fielen. Und hört man neben sich den Jubel der jungen Menschen, die hier die frische Luft und die Schönheit dieser Anlage genießen. Leben und Tod dicht beieinander — hier wie dort die Jugend, die eine, die ihren Körper stählt, die andere, die ihr Leben opferte für die Freiheit.

Die deutsche Jugend Lembergs hat auf dieser Anlage des Sportklubs „Vis“ ein schönes Tummelgelände. Es ist nicht ein einfacher ebener Platz dieses Stadion, sondern hat verschiedene tiefer und höher gelegene Winkel aufzuweisen. Alle, jung und alt, haben hier geschippt und gekarrt, haben, da es an Geld mangelte, die Arbeitskraft in den Dienst der Sache gestellt. So entstand als ein Gemeinschaftswerk diese Anlage. Ein Fußballplatz nimmt den Hauptteil des Geländes ein. Eine Aschenbahn gibt Gelegenheit, leichtathletische Wettkämpfe durchzuführen. Für Hand- und Faustballspiele ist genügend Raum vorhanden. Drei Tennisplätze, etwas tiefer und somit gegen Wind geschützt, vereinen die Freunde des Weißen Sports. Viele Bänke in den verschiedensten Ecken geben Gelegenheit zu ruhigem Verweilen. Ein Kinderspielplatz ist vorhanden. Während einige junge Burschen eifrig dem Handballspiel sich hingeben, sieht man in einer anderen Ecke einen Kreis von Jungen und Mädchen Volkstänze tanzen. Hinter den Bäumen auf einer kleinen Anhöhe ist eine andere Gruppe von jungen Menschen versammelt. Hier wird unter der Begleitung einer Ziehharmonika ein neues Lied eingeübt.

Ein Bild sonnenfroher, glücklicher Jugend bietet sich dem Besucher. Und wenn die Anschauungen vielleicht auch manchmal auseinandergehen — in einer Beziehung sind sich alle einig: Für das Volkstum Körper und Geist zu stählen. Denn gerade hier im südöstlichen Winkel Polens weiß man, daß es wichtig ist, sich für dieses Volkstum ganz einzusetzen, sonst droht man in der Brandung verschiedener Völker, die hier zusammenströmen, unterzugehen.

Es ist kein Wunder, daß die nationale Erhebung in Deutschland auch bis hierher ihre Wellen trug, daß auch diese jungen Menschen hier erfüllt sind von dem Geist, ihrem Volkstum in aller Welt zu Ehre und Ansehen zu verhelfen. Aber es gibt wohl niemand unter diesen jungen Menschen, die behaupten würden, daß in den vergangenen 15 Jahren hier nicht gearbeitet worden ist. Man weiß, daß die Kirche ihre Pflicht tat, die Schule ihre Aufgaben erfüllte, die Wirtschaftsorganisationen ihren Dienst taten, und daß die kulturelle Arbeit nicht vernachlässigt wurde. Aber seit dem Umschwung in Deutschland empfinden alle weit stärker als bisher ein einigendes Band in ihrer Tätigkeit.

Es gibt keine einheitliche Jugendorganisation für das Deutschtum in Ostgalizien. Die Jugend ist in örtlichen Vereinen zusammengefaßt, und sie muß mitarbeiten bei den bestehenden Organisationen. Sie empfindet es als ihre Pflicht, in die Arbeit der Wirtschaftsorganisationen, der Kirche und der Schule hineinzuwachsen, denn sie weiß ja, daß sie die Zukunft des Deutschtums in jenem Gebiet ist. Und nur auf den Grundlagen von Kirche, Schule und Wirtschaft läßt sich aufbauen, wozu die Vorfahren in zäher Arbeit das Fundament legten.

Das Deutschtum in Ostgalizien.

Diese jungen Menschen, mit denen ich hier zusammensitze, sind Nachkommen von deutschen Kolonisten, die vor etwa 150 Jahren nach Galizien geholt wurden. Es gab ja schon im 14. und 15. Jahrhundert in Lemberg Deutsche. Damals war es der König Kazimierz, der zur Neugründung der Stadt Lemberg jene Männer in das Land geholt hatte. Die Deutschen jener Zeit haben sehr viel für die Stadt getan, ja man kann wohl sagen, daß sie das goldene Zeitalter Lembergs herbeigeführt haben. Im 17. Jahrhundert jedoch waren diese deutschen Familien vollständig im Polentum aufgegangen. Erst Franz II. holte neue Siedler in das Land, um ihm den wirtschaftlichen Auftrieb zu geben. Diese Männer und Frauen kamen meist aus der Pfalz; sie haben es jedoch nicht leicht gehabt. Im Laufe der 150 Jahre sind in Galizien 240 Deutsche Siedlungen, Muttersiedlungen und Tochtersiedlungen, selbständige Gemeinden und Ansiedlungen entstanden. Aber all diese Menschen, die dort lebten, wußten wenig, ja fast gar nichts voneinander. Vor Beginn des Weltkrieges etwa zwischen 1905 und 1907 drohte das Deutschtum dort ganz auseinanderzufallen. Es setzte eine bedrohliche Auswanderungswelle ein. Die Kolonisten gingen zum Teil nach Deutschland zurück oder wollten in Amerika ihr Heil suchen.

Da war es der „Bund christlicher Deutscher in Galizien“, der im Jahre 1907 entstand und der mit großer Energie daranging, das Deutschtum in Ostgalizien zusammenzuführen. Einer der Männer, Joseph Schmidt mit Namen, war es, der vor allen Dingen die zahlreichen am meisten gefährdeten deutschkatholischen Gemeinden erfaßte und dafür sorgte, daß diese ihrem Volkstum erhalten blieben. Am 18. August 1907 erschien auch das erste Mal das „Deutsche Volksblatt“. Der „Bund der christlichen Deutschen“ und mit ihm das „Volksblatt“ setzten sich für den Zusammenschluß ein und sorgten dafür, daß die Auswanderung unterbunden wurde. Durch das „Volksblatt“ erfuhr man, daß es ja noch andere deutsche Gemeinden in der Umgebung gäbe und so gelang es, einen engen Ring um die verstreuten Gemeinden zu schmieden.

Es kam der Krieg, es kamen die mehrfachen Einfälle der Russen, der Zusammenbruch der Österreich-Ungarischen Monarchie, die schweren Kämpfe mit den Ukrainern und wohl später als in den anderen Landesteilen kam es zu einer Beruhigung der Gemüter. Erst dann konnte man daran denken, einen Wiederaufbau vorzunehmen. Der „Bund der christlichen Deutschen in Galizien“ wurde aufgelöst und die Arbeit mußte von anderen Organisationen weitergetragen werden. Das „Deutsche Volksblatt“ konnte im März 1922 als „Ostdeutsches Volksblatt“ wieder erscheinen, nachdem man „ein Rennen mit Hindernissen“, wie es im ersten Leitartikel heißt, beendet hatte.

Die Schulen.

Die besondere Sorge gilt nun den Schulen und den kulturellen Belangen der Deutschen. Bis zum Weltkriege waren in 122 Orten evangelische Schulen gegründet worden. Wenn man bedenkt, daß es 130 deutsche evangelische Siedlungen gab und 110 deutsche katholische Siedlungen, so kann man wohl annehmen, daß die Zahl der deutschen katholischen Schulen etwa 100 betragen haben dürfte. Ihre genaue Zahl ist nicht bekannt. Nach der Auflösung des „Bundes christlicher Deutscher“, der sich besonders der privaten deutschen Schulen angenommen hatte, übernahmen die Gemeinden und die evangelische Kirchenleitung das evangelische Schulwesen, während der „Verband deutscher Katholiken“ sich der deutsch-katholischen Privatschulen annahm. Nach einer Statistik wird das Schulwesen wie folgt dargestellt:

Evangelisches Schulwesen (nach 1936): in 81 deutschen Schulen, von denen eine verstaatlicht ist, unterrichten 112 Lehrer 3429 Kinder, darunter 41 fremde. Neun Schulen sind zwei- bis siebenklassig, die übrigen sind einklassig. In Lemberg und Stanislau besteht je ein privates evangelisches Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache.

Das deutsch-katholische Schulwesen wird wie folgt — nach Angaben 1934 — dargestellt: Von 42 von der Statistik erfaßten Ortschaften waren öffentliche Volksschulen mit gesetzlicher deutscher Unterichtssprache in neun Kolonien. In vier Kolonien wird Deutsch ohne gesetzliche Festlegung unterrichtet. Staatsschulen mit polnischer Unterrichtssprache gibt es 26, Staatsschulen mit polnischer und ukrainischer Unterrichtssprache drei, Siedlungen ohne eigene Schulen vier. Außer diesen öffentlichen Schulen unterhält der „Verband Deutscher Katholiken“ in sieben Kolonien Privatschulen. Mit Ausnahme von einer öffentlichen und einer privaten Schule, die zweiklassig sind, sind die übrigen einklassig. An den öffentlichen Schulen unterrichten sechs deutschstämmige und 35 polnische Lehrkräfte. Die Lehrer der sieben privaten Schulen sind deutsch.

Die Pflege des kulturellen Lebens

liegt bei den einzelnen Vereinen. Mit der aufrüttelnden Tätigkeit des „Bundes der christlichen Deutschen“ begann man in Lemberg und in den anderen Orten, in denen Deutsche wohnten, auch das Bühnenspiel zu pflegen. Die Voraussetzungen hierfür wurden durch den Bau Deutscher Häuser in den einzelnen Siedlungen geschaffen, die zum Teil Bühnenräume aufwiesen. In Lemberg war es der Geselligkeitsverein „Frohsinn“, der von 1869 bis 1896 eine eifrige Tätigkeit entwickelte, und der oft unter Mitwirkung namhafter Künstler eine Reihe von Theateraufführungen herausbrachte. 1903 wurde der Verein wieder ins Leben gerufen. Er ist heute unter dem Namen „Frohsinn, deutscher Verein für Kultur und Bildung“ tätig. 1907 waren die Jungmannschaft „Rugier“ und der Mädchenbund „Walküre“ entstanden, die ihrerseits die Pflege des Bühnenspiels übernahmen. Eine ständige Bühne entstand aber erst im Jahre 1917, als Professor Rollauer eine deutsche Liebhaberbühne gründete. Diese schloß sich später dem Verein „Frohsinn“ an und hat in den verflossenen 20 Jahren eine Reihe klassischer und neuzeitlicher Dramen in vollendeter Form zur Aufführung gebracht. Es gibt da einzelne Spielleiter und

---

Gebet in Volkesnot

O Gott, was unsrem Volk Du je gegeben,
An Mut, an Kraft, an Geist, an hohem Streben,
Was in den Besten unsres Volkes glühte,
Was in den jungen Helden Funken sprühte,
Was je bei uns geloht in heil'gen Flammen,
Das faß in eine Riesenglut zusammen.

Und laß in dieser Glut die Spreu verbrennen,
Was Deutsche jemals wollt von Deutschen trennen.
Laß uns ein großes Wollen nur durchdringen,
All unser Sein zum Opfer darzubringen —
Und wärs das letzte Fünklein, das wir hätten —
Dem deutschen Volk, dem teuren, es zu retten.

Und willst Du uns durch dunkle Tiefen führen,
Es sei! Nur laß dies Fleh'n dein Herze rühren:
Behüt' uns jetzt vor schmählichem Verzagen!
Den kühnen Heldengeist laß nicht versagen,
Daß bis zuletzt in diesem wilden Treiben
Wir würdig unserer großen Toten bleiben!

Und gib den Seelen, die so leicht ermatten,
Den starken Glauben, den die Väter hatten,
Die große Zuversicht, die siegsgewisse,
Die kühn durchbrechend alle Hindernisse,
Es wagt, durch Wolken Deine Hand zu fassen,
Und fest vertraut: „Du wirst uns nicht verlassen!“

D. Zoeckler, Stanislau,
geschrieben in den Novembertagen 1918

Donar und Jakobus.

Zum Jakobitag am 24. Juli.

In meiner Kindheit, die ich in Ostpreußen verlebte, war das ein Feiertag. Die Arbeit ruhte vollständig, mindestens jedoch am Nachmittag. Meine Mutter hat mir erzählt, daß auch Gottesdienst abgehalten wurde. Die Jugend zog unter Führung ihrer Lehrer auf eine möglichst im Walde gelegene Wiese. Der Nachmittag wurde durch fröhliches Spiel und allerlei Volksbelustigungen ausgefüllt. An der Spitze eines Klettermastes hingen Würste, Hosenträger und ähnliche schmackhafte und nützliche Dinge. Wer die Spitze erreichte, durfte mit den Zähnen einen der Gegenstände abreißen und als sein Eigentum betrachten. Die Sieger im Sackhüpfen und Wettlaufen erhielten ebenfalls Preise.

Abends kamen auch die Erwachsenen, die tagsüber von ihrer Arbeit trotz des Feiertages nicht abkommen konnten, zum fröhlichen Treiben, bei dem alle Standesunterschiede fielen.

Meine Mutter hat mir auch des öfteren erzählt, daß dem Fest, vor allem dem Gottesdienst, der Gedanke zugrunde lag, günstiges Wetter zu erbitten und die Gewitter von den Gehöften fernzuhalten. Sie wußte mehrere Beispiele dafür zu erzählen, daß Gegenden, in denen der Tag nicht gefeiert wurde, besonders stark von Gewittern heimgesucht worden sind.

Glaube der Väter aus der vorchristlichen Zeit lebte in solchen Anschauungen, Brauchtum um Donar, den Gott der Herden, der Weiden und des Gewitters. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß an die Stelle dieses Gottes die christliche Kirche den Apostel Jakobus gesetzt hat, um, wie in anderen Fällen, das neue Reis auf alter Wurzel wachsen zu lassen. Der Urgrund ist aber dem Volk noch lange bewußt geblieben. Und wo er ins Vergessen geriet, hat sich sein festliches Brauchtum vielfach bis an die Schwelle der Neuzeit erhalten. Dafür einige Beispiele aus anderen Gebieten Deutschlands. Noch in der Zeit, als Schlesien preußisch geworden war, bestand in der Stadt Kosel an der Oder der Brauch, daß die Fleischerzunft am Tage vor Jakobi einem Ziegenbock die Hörner vergoldete, das Tier mit bunten Bändern schmückte und es auf einen Turm hinaufführte, von dessen Plattform es herabgestürzt wurde. Erst im Jahre 1786 wurde dem Magistrat der Stadt die weitere Duldung dieses Vorgangs bei Androhung von Strafe verboten. Auch in Böhmen war die merkwürdige Sitte weit verbreitet.

In Oberbayern wurde früher ein Widder gebraten, zerteilt und wieder zusammengesetzt. Man vergoldete die Hörner, schmückte das Tier mit Blumen, ließ es in der Kirche weihen und verteilte dann die einzelnen Stücke. Vielfach wurden die Knochen in den Acker gesteckt.

Der Genuß des Fleisches sollte Glück bringen und der „Knochenzauber“ das Gedeihen der Saat fördern.

Daß es sich bei den geschilderten Bräuchen einmal um einen Ziegenbock, ein anderes Mal um einen Widder handelt, ist nicht wesentlich. Das ursprünglich viel verbreitetere Schaf ist später weitgehend durch die Ziege verdrängt worden. Wieder kommen wir beim Zurückgehen auf den Ursprung zu Donar. Uns ist ja noch heute die Vorstellung von ihm verknüpft mit seinem Ziegenbockgespann, auf dem er seine großen Ostfahrten unternahm. Er war wohl anfangs der Mondgott; darauf weisen ja seine Fahrten hin. Später wurde er der Gott des Bauern, der in ihm den Bringer und Hüter der Fruchtbarkeit seines Feldes sah. Erst in letzter Linie war er der Herr der Gewitter.

Mond und Witterung stehen noch heute in der Anschauung des Bauern in engster Verbindung. Nach seiner Meinung macht eben der Mond das Wetter. Und aus dieser Einstellung heraus erklärt es sich wohl auch, daß man einst die Hörner der geopferten Tiere vergoldete. Sollte dadurch die Mondsichel versinnbildlicht werden?

Reich und bunt war und ist noch jetzt des deutschen Volkes Brauchtum. Vieles ist vergangen und versunken, weil man seinen ursprünglichen Sinn vergessen hatte; von vielem ist nur der äußere Rahmen geblieben oder ihm eine andere Deutung unterlegt worden. Aber wo wir seine Spuren finden, da sollen sie uns heilig sein. Sie sind Sterne, die uns von weit herkommendem Licht einer Welt künden, die heißes Ringen der Väter in ihrem Lebenkreis sah und engstes Verbundensein mit dem göttlichen Walten.

Darsteller, die heute auf mehr als 100 erfolgreiche Bühnenabende zurückblicken können.

Das Beispiel der Lemberger Bühne wirkte anregend auf das deutsche Volk in den übrigen Orten. In Stanislau, Stryj, Kolomyja-Baginsberg und in Lemberg-Bodanówka entstanden ebenfalls deutsche Bühnen, die, wenn auch in großen Abständen, es sich zur Aufgabe machten, ihren Volksgenossen auf dem Weg über die Bühne die deutsche dramatische Dichtung näherzubringen oder gelegentlich auch eine Unterhaltung zu bieten.

In diesem Zusammenhang muß auch noch von den Vereinen die Rede sein, die das deutsche Lied pflegen. Der Deutsche Männergesangverein in Lemberg, der auf eine 15jährige Tätigkeit zurückblicken kann und die Singvereine in Stryj und Stanislau haben manche gelungene Aufführung in ihren Annalen verzeichnen können. Das deutsche Lied in jeder Form, das Kunst- und Volkslied wird hier erhalten und gepflegt. Das Volkslied, die Lieder der neuen Zeit und die Werke der alten Meister bilden den Grundstock der musikalischen Betätigung der Singkreise, die allenthalben in den deutschen Siedlungsgebieten entstehen. Auch hier ist es die Jugend, die dafür sorgt, daß das Singen nicht in veralteten Formen stecken bleibt, und daß man auch auf diesem Gebiet Schritt hält mit der Entwicklung der neuen Zeit.

Treue zu Volkstum und Staat.

Zur Erinnerung an die Einwanderung der Deutschen in Kleinpolen vor 150 Jahren erschien ein interessantes „Gedenkbuch", das einen ausgezeichneten Einblick in das Leben dieses Teils unserer Volksgruppe gibt. In seinem Geleitwort spricht D. Theodor Zoeckler, einer der bedeutendsten Männer des Deutschtums Ostgaliziens, über die Zukunft dieses Teils unserer Volksgruppe. Zwei Dinge sind es, die nach Ansicht von D. Zoeckler erfüllt werden müssen, wenn das deutsche Volk in Kleinpolen sich seine Art bewahren und nicht nur ein kümmerliches Leben führen, sondern blühen und gedeihen soll: „Völliger Zusammenschluß mit dem großen deutschen Gesamtvolk, frische Kraft aus dem edelsten und besten, was Gott diesem Volk gegeben hat — das ist sicherlich das erste und wichtigste, wenn unser deutscher Volkssplitter eine Zukunft haben soll. Aus diesem tiefsten, edelsten Kern des deutschen Wesens immer wieder erneuernde Kraft an sich zu ziehen, strenge Gemeinschaft mit all dem Gesunden und Guten in der alten Heimat, vor allem auch mit allen gleichstrebenden Volksgenossen innerhalb unseres polnischen Staatsgebiets zu pflegen, und damit immer zum eigentlich Großen und Wahren durchzudringen, das ist das erste Mittel, das uns eine Zukunft verbürgen kann. Es muß aber noch ein zweites betont werden, was von größter Bedeutung für die deutschen Siedlungen in unserem Lande ist: Wie der Einzelne nicht nur für sich selbst leben kann und darf — und wenn er es doch tut, verkümmert — so sollen auch die Völker und sollen die Volksminderheiten nicht nur ein enges abgesondertes Dasein für sich selbst führen, sondern sie sind ganz sicherlich auch für ihre Umgebung da, wie freilich andererseits auch die Umgebung für sie da ist. Es soll auch hier ein wechselseitiges Geben und Nehmen sein. Unsere deutschen Siedlungen im Karpathenland können und werden nur dann sich gesund entwickeln können, wenn sie auch diesem Lebensgesetz gerecht werden, d. h. wenn sie das richtige Verhältnis zu ihrer nicht deutschen Umgebung zu finden verstehen, welches auf keinen Fall ein negatives sein darf."

Und in den Gesprächen, die ich während meines Lemberger Aufenthalts immer wieder mit jungen deutschen Menschen führen konnte, kam — wenn vielleicht auch mit anderen Worten — so doch klar immer wieder der gleiche Gedanke zum Ausdruck: Wir halten fest an unserem Volkstum, sind aber mit dem ganzen Verantwortungsbewußtsein, das unserem deutschen Charakter entspricht, Bürger des Polnischen Staates, dessen Gesetze und Anordnungen wir achten. Wir wollen nur unsere kulturelle Eigenart wahren, wir wollen bleiben, was wir sind, weil wir fest davon überzeugt sind, daß nur in solchem Falle der Polnische Staat den Segen volkstumsbewußter wertvoller Bürger empfinden kann. „Wir achten jene jungen Menschen, die ihr Leben für ihr Volkstum hingaben und die nun dort drüben auf dem schönen Friedhof ruhen. Wir wünschen nur, daß man auch von polnischer Seite unseren Willen zum Festhalten am Volkstum achtet."

Europäischer Jugendaustausch.

Polen, Italiener, Franzosen, Engländer, Ungarn und Jugoslawen besuchen Deutschland.

Wie der „Völkische Beobachter" berichtet, erwartet Deutschland den Besuch von 450 italienischen Avantgardisten, für die eine gleiche Zahl von Hitlerjungen zu einem mehrwöchigen Aufenthalt nach Italien reisen werden. Darüber hinaus sind aber auch mit Jugendgruppen anderer Länder ähnliche Vereinbarungen getroffen worden.

So befinden sich — wie die „Deutsche Rundschau in Polen" vor einigen Tagen meldete — zurzeit 35 Hitlerjungen aus Hessen-Nassau mit polnischen Pfadfindern in der Hohen Tatra. Sie werden von dort Krakau, Lemberg und Warschau besuchen und im Anschluß mit 35 polnischen Jungen in Hessen-Nassau ein Gemeinschaftslager beziehen. Die jugendlichen Gäste werden bei dem Besuch deutscher Städte auch in die Reichshauptstadt kommen.

Ebenfalls zum erstenmal wird in diesem Sommer ein deutsch-französisches Austauschlager mit der Hitlerjugend durchgeführt. Deutscherseits wird es am 31. Juli in Bad Reichenhall beginnen und ab 15. August in einem Gemeinschaftslager an der französischen Riviera seine Fortsetzung finden. Insgesamt werden die Lagerinsassen also vier Wochen zusammen sein und aus der Kenntnis beider Länder wird sich die richtige Kameradschaft entwickeln. Die teilnehmenden Hitlerjungen werden bei dieser Gelegenheit u. a. auch Paris besuchen, ebenso wie die jungen Franzosen deutsche Städte kennenlernen werden.

Aus Jugoslawien werden Sokolführer und Sportlehrer in Deutschland erwartet, die ebenso ein Gemeinschaftslager mit der HJ beziehen werden, wie ungarische Wasserpfadfinder. Außerdem werden in diesem Jahre wieder in der ersten Hälfte des August zwei deutsch-englische Gemeinschaftslager, und zwar in Heidelberg und in Marburg an der Lahn, durchgeführt, denen sich ein englisch-deutsches Lager in der Nähe von London anschließen wird.

Auflösung eines deutschen Jugendvereins

In Schwientochlowitz (Ost-Oberschlesien) wurde im November vorigen Jahres der Deutsche Jugendverein von der Starostei aufgelöst. Der Verein hat sich daraufhin beschwerdeführend an die Wojewodschaft gewandt und erhielt unter dem 14. Juli 1937 nun die Antwort, daß seine Beschwerde abgelehnt worden ist. Als Begründung wird dem Verein vorgehalten, daß er sich im Gegensatz zu seinen Statuten politisch betätigt habe. Es seien — so heißt es u. a. in der Ablehnungsbegründung — Referate aus Broschüren mit „notorisch politischen Zielen", wie z. B.: „Gedenke, daß du ein Ahnherr bist", gehalten worden. Zu bemerken ist auch, daß die Broschüren noch nicht einmal Eigentum des Vereins, sondern Privateigentum des Vorsitzenden waren. Diese Erklärung des Vorsitzenden, der in alle Broschüren seinen Namenszug eingetragen hatte, wird jedoch als abwegig bezeichnet. Mit dieser Entscheidung ist der deutschen Jugend von Schwientochlowitz die Möglichkeit der Arbeit im Deutschen Jugendverein genommen.

Abonnenten auf dem Lande

welche noch nicht auf die **„Deutsche Rundschau"** für den Monat **August** abonniert haben, wollen dies umgehend tun, damit eine rechtzeitige Belieferung vom 1 August 1937 ab erfolgen kann. Die Briefträger, sowie alle Postämter in Polen nehmen Bestellungen auf die **„Deutsche Rundschau"** entgegen.

Postbezugspreis:
für den Monat **August** . . . **3,89 zł**

Warum in die Ferne schweifen?

Der Zug in die Ferne liegt dem deutschen Menschen im Blut. Und er ging darum schon auf die Wanderschaft, als das Reisen und Wandern noch längst nicht so selbstverständlich und so bequem war wie heute. Eins aber ist so geblieben, wie es immer war: weitgereiste Leute imponieren uns noch immer mächtig, und wir haben auch noch immer nicht ganz die Angewohnheit ablegen können, alles Fremde zu bewundern und darüber die Schätze in der eigensten Heimat zu vergessen . . .

Nicht immer war das Reisen so einfach wie heute, wo man nur einen Entschluß zu fassen braucht und mit der Eisenbahn, dem Auto oder dem Flugzeug weit entfernten Orten in kürzester Zeit entgegensaust. Aber früher war eine Reise ein Erlebnis, und es ist deshalb kein Wunder, daß allerlei Sprichwörter, Redensarten und Zitate, die zu Sprichwörtern wurden, sich mit dem Reisen beschäftigt haben.

Reisen kann ein Glück ohnegleichen sein, aber auch Ärger und Unannehmlichkeiten mit sich bringen. „Ach, welche Qual gewährt das Reisen!", heißt es in Scribes „Fra Diavolo", den Auber vertonte — und wir meinen fast, er hat damit das Reisen im Zeitalter der Devisenbestimmungen im Auge gehabt. In Lortzings Oper „Undine" singt der Knappe Veit begeistert: „O, wie köstlich ist das Reisen, mancherlei man profitiert — glücklich kann sich jeder preisen, dem solch Los zuteile wird!"

Gerade in früherer Zeit, als jede Reise noch ein gewisses Wagnis war, wurden dem reiselustigen Menschen viele gute Ratschläge mit auf den Weg gegeben. Ein kleiner Vers von Philipp von Sittewald aus dem Jahre 1650 steht noch heute als Motto in Baedekers Reisehandbüchern:

Wer reisen will,
Der schweig' fein still,
Geh' steten Schritt,
Nehm' nicht viel mit,
Tret' an am frühen Morgen
Und lasse heim die Sorgen!

Ohne gute Stimmung wird aus der schönsten Reise nichts. Wem fällt da nicht Eichendorffs schönstes Reiselied ein:

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still —
Recht lustig sein vor allem,
Wer's Reisen wählen will!

Früh haben die Menschen begriffen, daß sie aus dem Erlebnis einer Reise unendlich viel Anregung und neue Eindrücke schöpfen können. „Reisen bildet", sagt ein altes Sprichwort, während man wiederum der Auffassung von Jean Paul nicht restlos wird zustimmen können, wenn er sagt: „Nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt das Leben Reisen ist!"

Aber man denkt auch praktisch. „Wer reisen will, muß Geld im Beutel haben" — seufzend hat schon mancher über diese alte Wahrheit nachgedacht, wenn bei ihm leider das Geld im Beutel fehlte. Man soll auch daran denken, die Reisepläne mit dem Geldbeutel in Einklang zu bringen: „Eine lange Reise will eine volle Börse!" und „Eines Reisenden schwerste Bürde ist ein leerer Beutel!" Gar mancher erlebt es, daß er sich mit seiner Reise zuviel vorgenommen hat. Hätte er auf das alte Wort gehört: „Die Reise darf nicht länger sein als der Urlaub!" Immerhin — wenn man nach manchem Ärger und mancher Enttäuschung endlich wieder in seinen vier Wänden gelandet ist, soll man zufrieden sein: „Nach einer bösen Reise tut Ruhe wohl!"

Führt uns der Weg auch noch so weit von der Heimat fort, man bleibt doch derselbe Mensch. „Reisen wechselt das Gestirn, aber weder Kopf noch Hirn" — ein Sprichwort, das schon die Römer in ganz ähnlicher Fassung kannten. Von Ort zu Ort jagen, um möglichst viel zu sehen, ist falsch. „Eile mit Weile!", sagen wir gern in solchem Falle und ein anderes altes Wort sagt: „Wer reist im Flug, wird nicht klug" — wobei allerdings nicht die Reise im Flugzeug gemeint ist . . .

Reisen und wandern — beides muß man verstehen, wenn es uns zum Erlebnis werden soll. „Wer wandern will, der geh' bei Tag — zur Nacht er nichts sehen mag!"

Man braucht nicht immer in die Ferne reisen. Ein Goethewort, das auf das Glück am Wege hinweist, wird heute so oft auch auf das Reisen angewendet: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah . . ."

A. M. Lornberg.

„Fraendaskömm."

Der Sippengedanke im altgermanischen Lebensgefühl.

Von Dr. Fr. A. Kerrl.

Der Sippengedanke, das Sippengefühl, der Sippenzusammenhang war die beherrschende Macht im altgermanischen Leben. In der Sippe fühlte sich der Germane geborgen, in ihr hatte sein Leben seinen Ursprung, seine Sicherheit, seinen Zweck und sein Ziel. Inmitten seiner Sippe stehend, trotzte er der Welt, der Natur, dem Feind, dem Unglück und dem Tod, in ihrem Schoß genoß er sein Glück und seine Lebensfreuden, und Feste hatten nur dann den rechten Sinn und die rechte Art, wenn sie die Sippe oder doch einen möglichst großen Teil von ihr in gemeinsamer Feier vereinten. Und auch im Tode glaubte er sich nicht von der Sippe getrennt, denn Helgafell, der heilige Hügel, vereinte alle ihre Abgeschiedenen, wo auch immer der Tod sie ereilt hatte, ob im Kampf mit dem Feinde auf dem Lande oder auf Wikingfahrt im Wogengrab oder, dem Alter erliegend, im eigenen Heim.

Darum ist Gelöstsein aus dem Zusammenhang mit der Sippe der furchtbarste Schicksalsschlag, der den Germanen treffen kann:

„Die Föhre dort, sie steht frei auf dem Berg,
Nicht schützt sie Borke noch Blatt;
So ist's mit dem Menschen, den alle meiden:
Was lebt er länger noch?" (Havamal.)

Darum ist das Schicksal des Geächteten, des „Waldgängers", so schwer, denn sein Leben spielt sich nicht mehr im Kreis der Sippe ab, allein, furchtbar allein ist er, er hat keinen Anteil mehr an dem, was innerhalb der Sippe geschieht, und auch sie kümmert sich nicht um das, was in seinem Leben geschieht.

Und doch: auch sein Schicksal ist noch nicht das schwerste, denn, wenn auch heimlich und verbotenerweise, gewähren ihm oft seine nächsten Angehörigen, gewährt ihm vor allem sein in unentwegter Treue zu ihm haltendes Weib jede Unterstützung und Zuflucht, wie das wundervolle Beispiel Helgas, der Gattin des Ächters Hörd, zeigt.

Der Ächter hatte durch eine schwere Bluttat die Strafe der Ächtung entweder für bestimmte Zeit oder für immer auf sich gezogen, aber es gab noch eine andere Möglichkeit, eine noch furchtbarere, sich selbst außerhalb der Sippe zu stellen, und das war „Fraendaskömm", Verrat am Sippenfrieden. Das konnte etwa dadurch geschehen, daß jemand ein Heiligtum der Sippe schändete, eine Gewaltat gegen ein der Sippe angehörendes Weib beging oder im Kampf zweier Sippen gegeneinander die eigene verriet — Taten, die schlimmer waren, schwerer gewertet wurden als auch die schwerste Bluttat gegen Sippenfremde. Denn sie zeigten, daß der Täter innerlich nicht mehr der Sippe angehörte, daß er den seelischen Zusammenhang mit ihr verloren hatte, daß die „fylgjukona", der Sippengeist, ihn verlassen, sich von ihm gewendet hatte. Und ein solcher war „vogelfrei", mußte ausgetilgt werden, weil sein Dasein eine Schande für die Sippe bedeutete, aus der er gewachsen war. War die Unterstützung eines Geächteten wohl verboten, wurde aber doch nicht dem, der sie ihm lieh, vor allem nicht seinem Weibe, irgendwie verdacht oder gar geahndet, so war die Treue zu einem, der fraendaskömm begangen hatte, ein nicht zu sühnender Frevel, ein Vergehen, das den Helfenden mit in den Verruf, die Schande des Verräters am Sippenfrieden hineinzog, selbst wenn es sein Weib oder seine Kinder gewesen wären. Denn der Verräter hatte am Heiligsten gefrevelt, das es gab, er hatte an der Lebensgrundlage gerüttelt, auf der das altgermanische Leben sich gründete und aufbaute.

Die Begegnung des Germanentums mit dem Christentum als einer neuen moralischen Macht mit neuen Wertsetzungen gab den Anlaß zu der allmählichen Auflösung des Sippengedankens. Denn diejenigen, die sich dem neuen Glauben zuwandten, gerieten in einen selbstverständlichen Gegensatz zu ihren Sippenangehörigen, die an der alten Überlieferung festhielten. Und wie es immer geschieht, wenn es bei beiden Teilen um tiefe und letzte Entscheidungen geht, so wurde auch hier die Kluft allmählich so groß, daß selbst das Bewußtsein, einer gemeinsamen Sippe angehörig zu sein, sie nicht mehr überbrücken konnte. Hinzu kam noch, daß der neugewonnene Christ die Überzeugung hegte, durch die Taufe eine — wie Bernhard Kummer sagt — „eigene, von der Sippenseele, der fylgjukona, unabhängige Seele übernommen zu haben". Er fühlt sich also mithin der Sippe nicht mehr in dem Maße verpflichtet, wie es früher der Fall gewesen war, als sie gewissermaßen auch sein Seelenleben bestimmte. Es mußte also notwendigerweise zu inneren Auseinandersetzungen kommen.

Tofi, der Sohn des Valgaut, des Jarls von Gautland, eines „blotmadr mikill", eines „sehr frommen" Heiden, ging schon in jungen Jahren auf Wikingfahrten. Dabei gelangt er zu Olaf dem Heiligen, tritt in dessen Dienste und bekehrt sich zum Christentum, für das er auch in Olafs Auftrage seinen Vater gewinnen will. Tofi kehrt also in die Heimat zurück, und der Jarl bittet ihn, nun zu Hause zu bleiben und die Herrschaft zu übernehmen als rechtmäßiger Erbe des väterlichen Besitzes. Da erfährt er vom Sohn, als welcher und in welcher Absicht er gekommen ist. Empört weist er es zurück, daß sein Sohn ihn verlassen will, von dem alten Glauben zu lassen, dem er und sein Geschlecht von jeher angehangen haben. „Du hast fraendaskömm begangen, hast unsere Verwandtschaft vielfach zerrissen", sagte er. Und er, der eben noch in Wiedersehensfreude dem Sohn sein Erbe weist, läßt ihn in seinem Zorn und Schmerz über den Verrat am Sippenfrieden ins „Geheimgefängnis" (myrkvastofen) werfen.

Die Frau Erichs des Roten, des Grönland-Entdeckers, hatte sich zum Christentum bekehrt. Er wehrte es ihr nicht, denn die germanische Frau stand nicht „unter der Gewalt" des Gatten, sondern konnte frei über sich entscheiden. Aber die Weigerung Erichs, den neuen Glauben anzunehmen, zerstörte innerlich ihre Ehe. Sie trennten sich daher und lösten die Verbindung auch äußerlich.

Da faßte Alt-Island auf dem Allthing im Jahre 997 in einem Notgesetz den Entschluß: um der fraendaskömm, dem Sippenschaden durch Übertritt zum Christentum zu wehren seien die Verwandten eines zum Christentum übergetretenen Sippengenossen vom 3. bis 5. Grade (also nicht die nächsten) verpflichtet, diesen zur Anzeige zu bringen, wenn er als Christ sich feindselig gegen Heidnisches — etwa Heiligtümer — betätige. Tatsächlich ist das Gesetz zur Anwendung gekommen, z. B. gegen einen Mann namens Stefnir, der, aus Ärger über den Mißerfolg seiner Bekehrungsversuche, Heiligtümer zu zerstören begann. Er wurde von seinen Verwandten vor dem Thing angeklagt und für immer von der Insel verbannt.

Aber die Entwicklung war schon zu weit fortgeschritten. Und wenn auch, um den Sippenzusammenhang zu erhalten, ganze Sippen zum Christentum übertraten, es half nichts, Helgafell blieb zurück, und mit ihm, dem Saal der Verstorbenen, auch der Mittelpunkt des Sippenlebens, der Sammelpunkt ihrer Seelenkräfte.